

Predigt am Pfingstsonntag 2021 in der Zachäuskirche, Hannover

Pfingsten. Fest des Geistes Gottes. Geburtstag der Kirche. Zeichen der Einheit und der Vielfalt zugleich. Was Pfingsten für uns bedeutet, zeigt sich im Kontrast mit der Erzählung vom Turmbau zu Babel. Wir hören den Predigttext aus dem 1. Buch Mose im elften Kapitel:

Es hatte alle Welt einerlei Zunge und Sprache.
Als sie nun von Osten aufbrachen,
fanden sie eine Ebene im Lande Schinar
und wohnten daselbst.
Und sie sprachen untereinander:
Wohlauf, lasst uns Ziegel streichen und brennen! –
und nahmen Ziegel als Stein und Erdharz als Mörtel
und sprachen:
Wohlauf, lasst uns eine Stadt und einen Turm bauen,
dessen Spitze bis an den Himmel reiche,
dass wir uns einen Namen machen;
denn wir werden sonst zerstreut über die ganze Erde.
Da fuhr der Herr hernieder,
dass er sähe die Stadt und den Turm,
die die Menschenkinder bauten.
Und der Herr sprach:
Siehe, es ist einerlei Volk
und einerlei Sprache unter ihnen allen
und dies ist der Anfang ihres Tuns;
nun wird ihnen nichts mehr verwehrt werden können
von allem, was sie sich vorgenommen haben zu tun.
Wohlauf, lasst uns herniederfahren
und dort ihre Sprache verwirren,
dass keiner des andern Sprache verstehe!
So zerstreute sie der Herr von dort über die ganze Erde,
dass sie aufhören mussten, die Stadt zu bauen.
Daher heißt ihr Name Babel,
weil der Herr daselbst verwirrt hat aller Welt Sprache
und sie von dort zerstreut hat über die ganze Erde.

1. Am Anfang steht die Angst.

Eine großartige Erzählung! Eine wahre Urgeschichte der Menschheit. Voller Weisheit und tiefer Wahrheit. Sie trifft mitten ins Schwarze, beschreibt unsere menschlichen Motive, kennt unsere ureigensten Wünsche und Sehnsüchte. Was uns antreibt und voranzieht. Und wo unsere Grenzen liegen. Es lohnt sich, diese Erzählung genau zu betrachten und ihr Gewicht zu wiegen. Auch die verborgenen Sätze, die im Halbschatten liegen. Oder das Ungesagte. Mir ist ein Satz besonders aufgefallen, den ich bisher überlesen habe. Und dessen Bedeutung mir erst jetzt bewusst ist: Nämlich die Begründung für den Turmbau: „dass wir uns einen Namen machen“, sagen sie die Leute dort. Und dann kommt es: „**denn wir werden sonst zerstreut über die ganze Erde.**“ Das ist das entscheidende Motiv. Am Anfang steht die Angst. Die Angst vor der Namenslosigkeit. Angst, vergessen zu werden und keine Bedeutung mehr zu haben, wenn andere Generationen oder Völker nachkommen.

Die Angst vor der Endlichkeit treibt die Menschen an, über die Grenzen des eigentlich Möglichen hinauszugehen. Was bleibt von uns Menschen? Was hinterlassen wir? Den Kindern, den Enkeln und Urenkeln? Sind unsere Spuren noch zu sehen, wenn wir gestorben sind? Bleiben wir in Erinnerung? Oder geht es uns, wie es die Menschen aus der Turmbauerzählung befürchten: Dass nichts mehr bleibt, wenn unsere Leiber zu Staub und Asche werden? Dass unsere Spuren verwischt werden?

Die Endlichkeit vor Augen – wie gehen wir um mit dem Wissen, dass wir nichts mitnehmen können auf dem letzten Weg? Die Menschen, die den Turm zu Babel bauen, versuchen sich gegen die eigene Endlichkeit zu stemmen: Sie wollen sich einen Namen machen. Etwas Besonderes, Einzigartiges erschaffen, um bloß nicht vergessen zu werden. Einen Bau, der weithin sichtbar ist. Der in aller Munde sein wird. Weil er großartig ist und bis in den Himmel reicht. Die Menschen lassen sich von der Idee mitreißen, um in der Nachwelt noch einen Namen zu haben. Keine Anstrengung ist ihnen zu viel. Sie lassen sich weder von der Hitze noch von der gnadenlosen Sonne abhalten. Sie brennen Ziegeln zu Tausenden. Sie machen sich zu Sklaven ihrer waghalsigen Idee. Sie beuten sich selbst bis zum Gehnichtmehr aus.

2. Lasst uns einen Namen machen

Wenn wir nicht wüssten, wie die Geschichte ausgeht, würden wir die Turmbauer bewundern. Sie gehen an ihre Leistungsgrenzen und

vielleicht sogar darüber hinaus. Sie verlassen die Comfort-Zone, wie es in der beliebten Ratgeberliteratur heißt, die heute in den Buchläden ganze Regale füllen. Beim Turmbau zu Babel werden die Menschen kreativ. Sie tun eigentlich das, wozu Gott uns Menschen geschaffen hat. Sie werden aktiv, lassen sich begeistern. Sie arbeiten zusammen wie eine eingeschworene Gemeinschaft. Daran ist zunächst nichts Verwerfliches. Gott hat uns Menschen doch zu Künstlern geschaffen, erfinderisch und ideenreich.

Warum greift Gott ein? Warum verhindert er, dass der Turm fertig wird? Hat er etwa Angst, dass die Menschen ihm zu nahe rücken? Dass die Spitze des Turms wirklich in den Himmel reicht? Auch bei dieser Frage kommt es darauf an, dass wir sehr achtsam der Erzählung nachgehen. Ist Ihnen beispielsweise der hintergründige Humor aufgefallen, das Augenzwinkern des Erzählers? Zweimal beschreibt er, wie Gott herniederfahren muss, um den Turm überhaupt zu sehen. Die Dimensionen sind sehr unterschiedlich. Um zu sehen, was von der Erde aus gewaltig wirkt, muss Gott sich herunterbeugen. Wie soll ihm dieser Turm gefährlich werden? Er reicht vielleicht bis zu den Wolken, kommt ihm nicht wirklich nah. Gott muss den Turm suchen – wie ein Detektiv, der mit seiner Lupe den Boden nach Spuren absucht.

Das Problem spielt nicht im Himmel, sondern unten auf der Erde, rund um den Bau von Turm und Großstadt. Wer sind denn die, die sich einen Namen machen wollen? Ist das wirklich das ganze Volk? Oder sind es doch nur die oberen Zehntausend? Die Mächtigen, die Politiker mit ihren Überredungskünsten, die angeblich die Sprache des Volkes sprechen, aber denen es letztlich nur um ihren eigenen Vorteil geht? Die populistischen Volksverführer? An ihre Namen mag man sich erinnern, selbst wenn der Turm längst eingestürzt ist. Aber die vielen anderen, die die Schwerstarbeit leisten, die ihre Kreativität in die Planung stecken – wer kennt ihre Namen? Wer weiß von ihnen? Wer weiß von den namenlosen Opfern, die ein solches Bauwerk im Altertum forderte? Den vermutlich Tausenden und Abertausend Toten? Wer weiß um die Opfer des engen Zusammenlebens in einer antiken Großstadt? Das einfache Volk war in den Megastädten Seuchen und Pandemien ausgesetzt, sie gingen zugrunde aufgrund schlechter Hygieneregeln. Das Ziel, sich einen Namen zu machen, wird teuer erkaufte. An den Händen der Stadtplaner von damals klebt jede Menge Blut.

3. Einheit und Vielfalt

Was sich bei genauem Hinsehen schon andeutet, verschärft sich im Laufe der Turmbauerzählung. Die Menschen sind sich nicht so ähnlich, wie es zunächst klingt. Hinter dem „lasst uns einen Namen machen“, steckt eine vermutlich hochdifferenzierte Gesellschaft, ein oben und unten, klare Hierarchien. Was wissen die Mächtigen von der harten Arbeit, die das Brennen von Ziegeln bedeutet? Reden die Leute nicht längst aneinander vorbei? Verstehen die Mächtigen die Sorgen und Nöten der einfachen Leute? Oder ist es dort wie in den letzten Tagen im Heiligen Land? Wo Tote und Verletzte billigend in Kauf genommen wurden, um sich am Ende zum Sieger erklären zu können? Populisten behaupten gern, die Sprache des Volkes zu sprechen, reden aber letztlich am Volk vorbei. Und so kommt es in der Erzählung vom Turmbau, wie es kommen muss. Auf einmal sprechen die Leute nicht nur aneinander vorbei, sondern reden in unterschiedlichen Sprachen. Das gemeinsame Fundament fällt weg, das für jede Form von Gemeinschaft unerlässlich ist.

„Wohlauf, lasst uns herniederfahren und dort ihre Sprache verwirren, dass **keiner des andern Sprache verstehe!**“ Der Erzähler kann sich die babylonische Sprachverwirrung nicht anders vorstellen, als dass Gott seine Hand im Spiel hat. Gott muss es sein, der die Sprachbarrieren schafft – eine sehr menschliche Weise, von Gott zu reden. Dabei sind es doch wir Menschen, die dafür verantwortlich sind, wenn wir aneinander vorbeireden in unseren verschiedenen Milieus, in den voneinander abgeschotteten Blasen. Gott dagegen ist an Verständigung gelegen. Das zeigt sich spätestens beim Pfingstwunder, als sich die Menschen über alle Sprachgrenzen hinweg verstehen. Der Geist Gottes teilt sich allen mit. Er lässt sich von allen hören, als spräche er in ihrer Muttersprache.

Schluss

Am vergangenen Sonntag ging der Ökumenische Kirchentag zu Ende. Für manche war es schmerzlich, dass eine große gemeinsame Abendmahlsfeier noch nicht möglich war. Es stellt sich also die Frage nach dem Fortschritt dieses Kirchentages gegenüber früheren Ökumenischen Kirchentagen.

Neu war, dass am Samstagabend an vielen Orten konfessionelle Gottesdienste mit Abendmahl und Eucharistie oder orthodoxe Vespere stattfanden und alle eingeladen waren. Auch hier in der Zachäuskirche. Wir waren eine von 60 Gemeinden, die offiziell zum Kirchentag gehörten.

60 ganz unterschiedliche Gottesdienste. Bunt und vielgestaltig. Und erstmals wurde diese Vielfalt positiv verstanden. Als Ausdruck der Vielgestalt des dreieinigen Gottes, dessen Geist sich nicht einhegen lässt und der weht, wo er will. Was sich in Frankfurt und an vielen anderen Orten ereignete, war nichts anderes als ein Neubeginn in der Ökumene. Nicht mehr möglichst viel Einheitlichkeit, sondern Vielfalt. Versöhnte Verschiedenheit als neues ökumenisches Ziel. Wie schön!

Es ist ein langer Weg, Vielfalt und Unterschiedlichkeit als Bereicherung zu verstehen. Er ist längst noch nicht abgeschlossen. Aber ein Anfang ist gemacht. Wir mögen nicht immer die gleiche Sprache sprechen. Aber wir gehen neugierig aufeinander zu. Weil Gottes Geist uns über alle Grenzen und Sprachbarrieren hinweg verbindet. Und weil wir gemeinsam glauben, dass wir uns keinen Namen machen müssen. Weil unsere Namen längst in den Himmel geschrieben sind.

Amen.